

Gretchen Olson

2½ PUNKTE
Hoffnung

Aus dem Englischen von Gabriele Haefs

Roman

 aufbau

Die Originalausgabe erschien 2007 unter dem Titel
Call me Hope bei Little, Brown and Company, New York



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

ISBN 978-3-351-04130-4 | Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG | 1. Auflage 2011 | © Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2011 | Copyright © 2007 by Gretchen Olson | This Edition published by Arrangement with Little, Brown and Company, New York, USA | All rights reserved | Lektorat Steffi Schnürer | Einbandgestaltung Illustration Kathrin Schüler, Hamburg | Typografie und Gestaltung Renate Stefan, Berlin | Gesetzt aus der Stempel Garamond durch Greiner & Reichel, Köln | Druck und Bindung CPI – Clausen & Bosse, Leck | Printed in Germany | www.aufbau-verlag.de

in ihrem neuen, weiten Detroit-Lions-Sweatshirt und der Schlafanzug hose aus Flanell entspannt aus, keine Ohrringe, die Haare zu einem Pferdeschwanz gebunden, das Make-up abgewaschen.

Sie stieß einen tiefen Seufzer aus. »Du hast ja keine Ahnung, wie gestresst ich bin.«

Ich konzentrierte mich darauf, Nudeln um meine Gabel zu wickeln.

»Ich jage zur Arbeit, habe da einen langen Tag, schaue im Supermarkt vorbei, mache Essen, treibe euch zwei zu den Hausaufgaben, bügele meine Klamotten für den nächsten Tag.« Sie nahm eine Gabel voll und ich fragte mich, ob wir jemals ein anderes Gesprächsthema finden würden.

»Hörst du mir eigentlich zu, Hope Marie? Hast du auch nur ein einziges Wort davon vernommen, was ich gesagt habe? Sieh mich an, wenn ich mit dir rede.«

Ich blickte sie an.

»Wiederhole meinen letzten Satz.«

Ich hasse diesen Aufmerksamkeitstest. Der kommt immer, wenn du gerade nicht zugehört hast. »Sieh mich an, wenn ich mir dir rede«, sagte ich – und bereute es augenblicklich.

Moms Mund verzog sich und ich stellte mir vor, wie die Zunge einer Klapperschlange aus ihrem Mund hervorschnellte, bereit zuzustechen. Sie ließ die Gabel in ihre Spaghetti fallen, schlug auf dem Tisch die Arme übereinander und starrte mich böse an.

Ich spürte Tränen brennen, konnte sie aber zurückdrängen. Als kleines Mädchen hatte ich wegen des wütenden Gesichts und der verletzenden Worte meiner Mutter geweint. Später habe ich dann versucht, sie aus meinen Ohren und damit aus meinem Inneren auszusperren, wo sie sich

in innere Tränen verwandeln. Das klappt aber nicht immer. Ich wünschte einfach, ich könnte verstehen, warum sie in einem Moment so lieb und im nächsten so wütend sein konnte – als ob sie zwei unterschiedliche Personen wäre.

»Mein Rat an dich, junge Dame ...« Mom zeigte mit der Gabel auf mich. »... Heirate nicht und bekomme keine Kinder.«

Dieses Stück Weisheit klebte in meinem Gehirn und Weißbrot an meinen Zähnen, als ich wieder in die Waschküche ging. Ich ließ noch einen Wasch-/Trocken-Gang laufen, faltete die Kleider zusammen, die ich behalten wollte, stopfte die für die Altkleidersammlung in einen Sack und hängte die Sachen auf, die gebügelt werden mussten. Als ich an diesem Abend in meinen Einbauschränk kletterte, war ich erschöpft, aber doch nicht so kaputt, dass ich den süßen Frieden verpasst hätte, der sich über mich senkte ... der über mein Bett schwebte, mein Kissen, die Schildkröte und mich. Dort, in meinem engen dunklen Schrank, dessen Schiebetür nur ganz wenig geöffnet war, fühlte ich mich seltsam sicher und glücklich. Ich drückte die Schildkröte an mich, schmiegte mich an mein Kissen und dachte an meine lila Wanderstiefel. Ich konnte die schweren dicken Sohlen vor mir sehen, konnte die Luft beim Wandern riechen, und ich drückte beide Daumen, dass die Stiefel am Montag noch da sein würden.

KAPITEL 8

Die Sterne zählen

Als ich am nächsten Morgen aufwachte, drückte ich noch immer die Schildkröte an mich – keine von uns hatte sich in der Nacht bewegt. Ich schaute nach oben, in die ungleichmäßigen Schatten von Kleidern, Röcken, Blusen und Hosen. Nachdem ich am Vorabend soviel sortiert, gewaschen und saubergemacht hatte, kamen diese übrig gebliebenen Kleidungsstücke mir vor wie alte Freundinnen.

Mom schlief noch und Tyler war bei Egan.

Ich frühstücke gern allein. Ich kann mir alles machen, ohne dass irgendwer jede meiner Bewegungen verfolgt, mir sagt, ich dürfe die Eier nicht so lange kochen oder müsse das Brot länger im Toaster lassen. An diesem Morgen machte ich mir lockere, luftige Rühreier, goldenbraunen Toast und einen Krug O-Saft. Als ich gegessen hatte, räumte ich den Tisch ab, stellte alles weg, räumte das Geschirr in die Spülmaschine und wischte klebrige Safttropfen vom Boden. Sicher würde Mom sehen, wie sauber ich alles hinterlassen hatte, und dann würde sie mir den Rest der Strafe erlassen.

Ich ließ eine neue Ladung Wäsche laufen und faltete gerade die Kleider zusammen, als Mom meine Zimmertür öffnete. »Nimm niemals die letzten Eier! Vielleicht möchtest andere auch noch welche, weißt du.« Ich wollte ihr vom Säubern erzählen, aber da hatte sie die Tür schon

wieder zugeknallt. Ich öffnete sie wieder. »Kann ich vor dem Fernseher bügeln?«

»Nein.«

»Warum nicht?«

Sie fuhr herum. TIEFER SEUFZER. »Heute ist Samstag. Ich habe die ganze Woche hart gearbeitet und ich brauche wenigstens einen ruhigen, friedlichen Tag. Also nerv hier nicht rum, sonst setzt es *zwei* Wochenenden.«

Ich machte die Tür zu, lehnte mich daran und sah mich in meinem Zimmer um, blickte die Wände an, das Fenster, meinen Drehstuhl, den Schreibtisch und die Sternenkarte. Fünfhundert Sterne. Das müsste diese Strafe wert sein. Ich schloss die Augen und stellte mir vor, wie ich wie ein Vogel flog, wohin immer ich wollte, hoch über verschneite Berge oder im Tiefflug über den Ozean zu einer tropischen Insel mit Palmen und Ananas. Oder in einen funkelnden Nachthimmel, wo ich von Stern zu Stern tanzte und mein eigenes Muster hinterließ. Das Sternbild Hope. Das Sternbild Hoffnung.

Plötzlich sah ich Giosué im Konzentrationslager, er stampfte mit dem Fuß auf und sagte seinem Vater, er wolle nach Hause. »Die sind gemein hier. Die schreien.« Ich wette, sein Vater hat sich auch gewünscht, mit Giosué wegfliegen zu können, aber stattdessen erfand er dieses geniale Punktesystem, um Giosué abzulenken, um ihn an den echten Panzer denken zu lassen.

Problemlösung: Ich brauchte Ablenkung. Und eine Belohnung. Ich verdiente eine Belohnung für all die Stunden in diesem Zimmer. Einen Preis für das Stöhnen und Schreien meiner Mutter. Für »Dumme Göre«, »Rotzlöffel« und »du mieses Drecksstück«.

Und in dem Moment kam mir *die* Idee. Eine großartige

Idee. Ich lief zu meinem Schreibtisch und durchsuchte die Schubladen. Schließlich fand ich ein kleines Spiralbuch mit einem schwarzen Labradorwelpen vorne drauf. Auf die erste Seite schrieb ich **Hopes Punktesystem**. Nach einigem Durchstreichen, Ausradieren und Überschreiben kam Folgendes dabei heraus:

SG = schlechtes Gewissen	20-150 Punkte
Sc = Schnappen	25 Punkte
Sa = Sarkasmus	35 Punkte
VB = Vernichtender Blick	40 Punkte
Vs = Versagerin	50 Punkte
Dm = du musst	60 Punkte
Hl = hoffnungslos	75 Punkte
A = Auslachen	75 Punkte
Rl = Rotzlöffel	85 Punkte
Mdst = mieses Drecksstück	100 Punkte
SU = Ständiges Unterbrechen	100 Punkte
AS = Andere Schimpfwörter	150 Punkte
D = Dumm	200 Punkte

Jetzt brauchte ich noch einen Preis, aber keinen Panzer. Den würde ich mir noch überlegen müssen.



Alle Gedanken an Preise verflogen am nächsten Tag, als ich mich ins **Tagebuch der Anne Frank** vertiefte. Ich traute meinen Augen nicht, als ich las, welche Gemeinheiten die Leute im Versteck zu ihr sagten. Hört euch das mal an:

Bin ich denn wirklich so ungezogen, eigenwillig, störrisch, unbescheiden, dumm, faul usw., wie sie es oben behaupten? Na ja, ich weiß schon, dass ich viele Fehler und Mängel habe, aber sie übertreiben wirklich maßlos. Wenn du nur wüsstest, Kitty, wie ich manchmal bei diesen Schimpfkanonaden koche. Es wird wirklich nicht mehr lange dauern, bis meine angestaute Wut zum Ausbruch kommt.

Es war ein seltsamer Gedanke, dass vor langer Zeit jemand genauso empfunden hatte wie ich. Anne hätte ein Punktesystem gebraucht wie Giosués und meins. Stattdessen hatte sie ihre beste Freundin, Kitty, ihr Tagebuch, mit dem sie reden konnte. Ich taufte mein Notizbuch Penny. Habt ihr schon mal jemanden sagen hören: ›Einen Penny für deine Gedanken‹?

KAPITEL 9

Pläne ausführen

Am Sonntagnachmittag dachte ich, mein Arm würde mir abfallen, aber ich war noch nicht fertig: Ich wollte noch immer alle Kleider, die ich behalten würde, waschen und bügeln. Ich hatte Sachen entdeckt, die ich lange nicht mehr getragen hatte, die mir aber noch immer passten, zum Beispiel eine weiße Bluse mit Glitzersternen auf der Tasche und eine schwarze Jeans, die mir früher nicht gefallen hatte, die ich jetzt aber ziemlich klasse fand. Es machte Spaß, mir vorzustellen, wie ich zur Abwechslung mal etwas anderes trug.

Ich schaute ins Wohnzimmer, wo Mom und Tyler sich ein Footballspiel ansahen. »Habt ihr irgendwelche Kleiderbügel, die ihr nicht braucht?«

»In meinem Kleiderschrank«, sagte Mom, ohne den Blick vom Fernseher zu wenden.

»Du kannst meinen Kram bügeln.« Tyler warf mir seinen Schaumgummifootball zu.

Ich warf zurück, traf ihn am Kopf und streckte meine Zunge heraus. »Vergiss es.«

»Vorsicht, Missy«, warnte Mom.

»Wovor denn?« Kaum hatte ich das gesagt, wusste ich auch schon, dass ich zu weit gegangen war. WARUM hatte ich das getan??? Warum forderte ich sie heraus?!

»Hope Marie.« Feste Stimme, aber nicht laut. Puh. Nur

eine Warnung. Aber sie sah mich mit einem VERNICHTENDEN BLICK an. Jawohl. Meine ersten vierzig Punkte!

»Ich geh ja schon.« Ich tanzte geradezu durch den Flur zu ihrem Zimmer und grinste, als ob ich gerade einen Preis gewonnen hätte.

Als ich ihre Schlafzimmertür erreichte, war ich allerdings nicht mehr so gut drauf. Das alles war eigentlich ganz schön blöd. Warum wollte ich einen Wettstreit mit meiner Mom gewinnen? Das machte alles doch nur noch schlimmer! Aber dennoch juckte mir etwas in den Fingern, wollte heraus, wollte sie provozieren, und ich ließ es geschehen.

Problemlösung: Punkte, wenn ich nicht widerspreche. *Nwsp: 50 Punkte.* Was für eine Vorstellung! Wenn ich mir im Bus auf die Zunge gebissen hätte, wäre ich jetzt keine Wochenendgefangene.

Moms Schranktür stand offen wie ein Mund mit einem Gewirr aus halb zerkautem Essen. Schuhe flogen im Zimmer wild durcheinander, Kleider hingen verkehrt herum, ihr Bademantel, ihr Nachthemd und die Hose der letzten Woche hingen über der Türklinke, und ein Berg aus schmutziger Kleidung bewachte den Schrankboden.

Ich wühlte mich durch die übervolle Kleiderstange und suchte mir eine Handvoll leerer Kleiderbügel heraus. Als ich am Ende ankam, regte sich eine Erinnerung in mir. Ich zog den letzten Kleiderbügel heraus und starrte das Kleid an. Dann ging ich zu Moms Frisierkommode hinüber. Da war sie, auf diesem silbergerahmten Foto, und trug dasselbe blauweißkarierte Sommerkleid. Sie hielt mich in den Armen. Mein nagelneues Ich in einer Babydecke. Gerade aus dem Krankenhaus zurück, wie sie mir gesagt hatte. Sie lächelte. Es war kein aufgesetztes Schauspielerinnenlächeln.

Sie sah aus, als wäre sie wirklich glücklich, weil sie mich hatte.

Ich ließ die leeren Kleiderbügel auf den Boden fallen und setzte mich langsam auf ihr ungemachtes Bett. Ich drückte noch immer ihr kariertes Kleid an mich und schlüpfte unter ihre Decke, schmiegte meinen Kopf an ihr Kissen und roch ihre Haare. Ich schloss die Augen und versuchte mir vorzustellen, wie meine Mutter mit mir in den Armen auf unser Haus zuing, und wie Tyler neben ihr herrannte und mich unbedingt sehen, auf den Arm nehmen wollte. Meine Kehle schnürte sich zusammen.

Würde ich Punkte bekommen, weil ich nicht geweint hatte?



Kurz vor dem Abendessen war ich fast fertig. Alles war gewaschen, gebügelt, aufgehängt oder lag zusammengefaltet in den Schubladen.

Ich drehte mich langsam auf meinem Drehstuhl und sah mich in meinem Zimmer um. Die Möbel glühten und die Spiegel funkelten. Aber jetzt, wo ich nichts mehr zu tun hatte, hörte ich die Stille. Sie bewegte sich langsam durch mein Zimmer, strich an den Wänden entlang, fuhr mir über die Arme, füllte meine Ohren und nagte an meinen Eingeweiden. War es so, im Gefängnis zu sein? Hatte Anne Frank sich an all den flüsternden Zehenspitzentagen im ›Versteck im Hinterhaus‹ so gefühlt? Es war eine einsame Stille, die alles aus sich herausschrie, was du nicht tun konntest, die Orte, die du nicht aufsuchen durftest.

Na, es gibt eins, was du am Ende tust, wenn du mit einem Haufen Stille dasitzt ... du denkst. Du denkst darüber nach, was das Leben besser machen könnte, und du machst dir

kleine Pläne, wie dir einen Hund oder eine Katze zuzulegen, damit du Gesellschaft hast, oder eine beste Freundin, die dir alle ihre Geheimnisse erzählt. Du schmiedest große Pläne, wie wegzulaufen, zählst in Gedanken die Kleider auf, die du brauchen wirst, Proviant, der nicht zerquetscht wird oder verdirbt, den Weg durch die Seitenstraßen zum Busbahnhof, wie du dir eine Fahrkarte nach Portland kaufst und über den Highway 99 W durch Newberg und Tigard fährst. Wie du Flüchtlingslager findest.

Aber was wäre mit Tyler? Tyler würde mir fehlen, auch wenn ich ihn nicht oft sah, jetzt, wo er zur Highschool ging. Er kam oft zu mir ins Zimmer und bewarf mich mit Gegenständen, brachte mich mit witzigen Geschichten zum Lachen, machte die Lehrer nach oder sang zu Countryliedern mit. Immer hatte Tyler mir durch die schlimmen Zeiten mit Mom hindurchgeholfen. Er war mir zur Hilfe gekommen und hatte Mom mit Scherzen aus ihrer schlechten Stimmung gerettet. Warum sie nett zu ihm war, wusste ich nicht. Vielleicht mochte sie Jungen lieber. Vielleicht war er kein Unfall gewesen.

Jemand klopfte an meine Tür. »HeyHop! Aufhören! Essen kommen!« Wo schon von meinem Bruder die Rede war ...

Ich sprang auf und riss die Tür auf. »Aus dem Weg!« Ich stieß ihn durch den Flur und trat ihm auf den Fuß. Er packte meinen Arm und zerrte mich in die Küche.

»Das reicht jetzt, ihr zwei!« Mom stellte unsere Teller auf den Tisch. Eintopf, Salat mit Äpfeln und Nüssen und Maisbrot. »Leckerer Essen, Mom.« So. Das kam von Herzen und da konnte man keinen Streit anfangen.

Mom lächelte. »Danke. Ich finde es schön, wenn ich am Wochenende Zeit zum Kochen habe.« Gute Antwort.

Tyler schlürfte seinen Eintopf.

»Wo ist das Feuer?«, fragte ich.

Er trat mir gegen das Schienbein.

»He!«

»Leute«, warnte Mom.

Ich tunkte ein Stück Brot in meinen Eintopf.

»Nicht mit dem Essen spielen, Hope. Du hast grauenhafte Manieren. Du siehst aus wie ein Baby, das mit den Fingern isst.«

Ich schaute zu Tyler hinüber.

»Warum siehst du deinen Bruder an, wenn ich mit dir rede?«

Huch. Vergessen, vorsichtig zu sein. Meine Ohren liefen rot an.

Mom zeigte mit der Gabel auf Tyler und kicherte. »Der wird dich nicht retten.«

Zu spät. Er hat schon. Weißt du nicht mehr, wie Baby-Ich auf dem Sofa geweint hat und du brülltest: SEI STILL! UM GOTTES WILLEN, SEI STILL! Und wie ich nur lauter geweint habe? Und wie Tyler auf das Sofa geklettert ist, sich neben mich gelegt und geflüstert hat: ›Psst, ist schon gut. Psst.‹ Wenn du das nicht mehr weißt, dann erzähle ich dir die Geschichte, die er mir erzählt hat, wann immer ich Angst hatte.

Ich legte das tropfende Maisbrot auf meinen Teller und starrte die Uhr an der Mikrowelle an. 5:42 Uhr. Vielleicht sollte ich eine Minute auf eine bessere Zahl warten. Bis dahin könnte ich ein paar Punkte berechnen: 20, weil ich mich elend fühle, 75, weil Mom mich auslachte, und 50, weil ich nicht widersprach.

»Hast du an diesem Wochenende irgendwas gelernt?«, fragte Mom.

Ich zögerte. »Ja.«

»Was denn?«

Das war schwierig. Ich hätte natürlich antworten können: »Ich habe gelernt, dass du mal bei den Nazis Gefängniswärterin warst.« Stattdessen sage ich vorsichtig, um noch zwanzig weitere Punkte zu holen: »Dass ich die meiste Zeit den Mund halten sollte ... und ... dass ich eine halbe Flasche Putzmittel brauche, um mein ganzes Zimmer saubermachen.«

Ihre Augen bohrten sich in meine. Ich hielt den Atem an.
Witzig, Mom, bitte, finde mich witzig.

»Na«, sagte sie reichlich von oben herab, »dann denk einfach an dieses Wochenende, wenn du zur Schule und zurück läufst.«

Auf einer Wutskala von 1 bis 10 war sie jetzt wohl nur bei 2, deshalb stellte ich mein Glück auf die Probe. »Kann ich mein Taschengeld haben? Mein Zimmer ist total sauber.«

»Das heißt, die *ganze Woche* sauber, Hope, nicht nur für einen Tag. Und du musst die gesamte Woche spülen, von heute Abend an.«

»Tyler hat vorige Woche nicht abgewaschen, warum muss ich das dann tun?«

»Ich ...«, fing Tyler an.

»Tyler geht jetzt auf die Highschool und bekommt jede Menge Aufgaben auf«, unterbrach ihn Mom und stand auf, was bedeutete, dass das Gespräch beendet war.

»Ich habe auch jede Menge Hausaufgaben zu erledigen.«

»Nicht quengeln, Hope«, mahnte sie und verließ die Küche.

Ende der Diskussion. Dreh dich um und verlass den Raum. Fünfzehn Punkte.

Tyler räumte schweigend ab und stapelte Teller und Schüsseln im Spülbecken aufeinander. Er wischte sogar den Tisch ab, dann warf er mir den Schwamm ins Gesicht.

»He!« Ich wischte mir das Gesicht an meinem Sweatshirt ab. »Musst du keine Hausaufgaben machen?«

»Ach ja, fast vergessen.« Er ging hinaus in den Flur. »Jede Menge.«

KAPITEL 10

Nr. 8726

Montag war der längste Tag. Ich konnte es nicht erwarten, nach Hause zu kommen, mir meine Kleider für **So Gut Wie Neu** zu schnappen und zum Laden zurückzurennen. Ich dachte die ganze Zeit an alles, was ich gebügelt, aufgehängt und in meinem Schrank versteckt hatte. Ich konnte mich nicht auf Mathe konzentrieren, stattdessen stellte ich eigene Berechnungen an und zählte zusammen, was ich an meinen Kleidern und Schuhen, zwei Gürteln, einer Wollmütze und einem Paar Fäustlingen verdienen würde.

»Woran haben sich Hass und Intoleranz gegenüber den Juden gezeigt?« Bei Mr. Hudsons Worten fühlte ich mich schuldig, weil ich mein Geld gezahlt hatte, während den Holocaustopfern alles weggenommen worden war. Augenblicklich befand ich mich in DAS LEBEN IST SCHÖN und dem Konzentrationslager und feuerte Giosué und sein Punktesystem an.

Brody fielen das Schild im Schaufenster der Bäckerei und das an Guidos Buchladentür ein.

»Richtig«, bestätigte Mr. Hudson. »Aber nicht alles wird geschrieben. Denkt mal daran, wie es ist, wenn Osterglocken blühen. Sie sind ein Anzeichen dafür, dass der Frühling bald kommt.«

»Wie ein Stichwort«, sagte Annette.

Mr. Hudson nickte. »Welche Anzeichen gab es dafür, dass den Juden Schlimmes bevorstand?«

»Die Nazis, die in die Stadt einmarschierten?«, fragte Peter.

»Ja«, sagte Mr. Hudson. »Und was ist mit den beiden Männern, die Guido aus dem Buchladen holen und zu einem städtischen Beamten bringen?«

»Ja.« Das war wieder Peter. »Und der eine Typ, der seine Zigarette an Guidos Fenster ausdrückt.«

»Gut beobachtet, Peter. Und wenn ihr nur ein Wort benutzen dürft, um zu sagen, wovon dieser Film handelt – welches Wort wäre das?«

Ich hörte »Rassismus«, »Mut«, »Überleben«, »Tapferkeit« und »Holocaust«. Ich dachte an Guidos Frau, Dora (die »Principessa«, wie er sie nannte), die keine Jüdin war, die zum Bahnhof rannte und darauf bestand, in den überfüllten Güterwagen einzusteigen. Ich dachte an Guido, der aus aller Kraft versuchte, Giosué zu retten, ihn vor dem Horror zu beschützen und ihm Hoffnung zu geben, und der am Ende sein Leben für seine Frau und seinen Sohn opferte. Meine Augen liefen über, als ich Giosué vor mir sah, der einen Helm trug und mit dem Panzer fuhr. Und ich hatte einen dicken Kloß im Hals, als ich ihn so glücklich: »Mama!«, rufen hörte.

»Was?«, fragte Mr. Hudson in das stumme Zimmer. »Warst du das, Hope? Kannst du das noch einmal sagen, diesmal ein wenig lauter? Welches eine Wort beschreibt diesen Film?«

»Liebe.«



2:55. Ich stürzte aus der Klasse, aus der Schule, vorbei an Bussen, über den Bürgersteig und an einer Zillion Häuser entlang. Außer Atem fummelte ich in meinem Ranzen nach dem Schlüssel, drückte ihn ins Schloss und riss die Tür auf. Ich stürmte in mein Zimmer und trat erst dort auf die Bremse.

Und da stand ich. Erstarrt. Starrend.

Mein Zimmer. Es sah umwerfend aus. Für einen Moment saugte ich diese viele Ordnung in mich auf, dann verkündete ich stolz: »100 Punkte.«

Ich warf mir die Kleiderbügel mit meinen Sachen über einen Arm und hängte an den anderen eine Tasche voller Schuhe und anderem Kram, dann bugsierte ich mich zurück durch das Haus, durch die Tür und über den Bürgersteig. Jetzt berührten meine Füße den Boden kaum noch. Mein Körper war federleicht. Ich sah Autos vorbeisausen und fragte mich, ob die Fahrer überhaupt auch nur ahnten, dass ich, Hope Elliot, hier im Einsatz war, dass ich gleich ein großartiges Geschäft abschließen würde. Ich lächelte.

Dann überkam mich die Panik. Was, wenn Mom früh nach Hause kam und mich sah? Oder irgendwer ihr erzählte, dass ich das halbe Haus abschleppte? Ich zwang Füße und Herz zu einem normalen Tempo, und meine Beine scheuerten an der Tasche vorbei, aber sowie **So Gut Wie Neu** in mein Blickfeld kam, steigerte mein Herz sich wieder zum doppelten Tempo. Meine Augen sehnten sich so sehr nach den lila Stiefeln mit den dicken, schwarzen soliden Sohlen. *Bitte, lieber Gott, mach, dass sie noch da sind!*

Nein! Sie sind nicht im Fenster.

Tot. Gleich würde ich tot umfallen.

Jemand öffnete für mich die Tür, an der ›Ziehen‹ stand, und ich keuchte mich mit letzter Kraft zum Tresen.

Anita sah gerade mit einer Kundin Damenkleider durch, die sie verkaufen sollte.

»Haben Sie meine lila Stiefel verkauft?«, platzte es aus mir heraus. »Verzeihung«, fügte ich kleinlaut hinzu, als sie mich mit hochgezogenen Augenbrauen anblickte. Für den Bruchteil einer Sekunde sah es aus, als ob Anita sich nicht an mich oder die Stiefel oder den letzten Freitag erinnerte. *Erinnere dich! Bitte!*

»Ach ja, die Stiefel.« Sie lächelte. »Ich habe mir gedacht, dass du zurückkommst, deshalb habe ich sie in unser Regal mit den reservierten Sachen gestellt.«

Die Erleichterung bewahrte mich vor einer drohenden Ohnmacht.

»Hier, ich kann dir helfen.« Anita streckte die Hand nach meinen Kleidern aus.

»Mir geht's gut.« Ich versuchte, entspannt und gelassen auszusehen. Aber in der Sekunde, in der Anita sich umdrehte, ließ ich die Tasche auf den Boden fallen. *Meine Arme!*

Die Dame ging. Anita nahm meine Kleiderbügel und brachte alles auf einem großen Kleiderständer unter. »So, jetzt richten wir für dich ein Konto ein.« Sie ließ die Computermaus klicken. »Name?«

»Hope Marie Elliot.« Ich stand ganz gerade da, die Blicke auf Anitas Kürbisohrringe gerichtet.

Nachdem sie meine Adresse und Telefonnummer eingegeben hatte, fragte Anita: »Wenn einige von deinen Sachen schmutzig oder unmodern oder nach ein paar Monaten noch nicht verkauft sind, sollen wir sie dann in die Altkleidersammlung geben?«

Mit dieser Frage hatte ich nicht gerechnet. Ich war davon ausgegangen, dass alles sich verkaufen würde.